Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 6 (1873)
Heft: 32

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

№ 32.

Berner Schul-Blatt.

Sechster Jahrgang.

Bern. Samstag, den 9. August. 1873.

Dieses wöchentlich einmal, je Samstags erscheinende Blatt kostet franko durch die ganze Schweiz jährlich Fr. 5. 20, halbjährlich Fr. 2. 70 — Bestellungen nehmen alle Postämter an, außerdem die Expedition und die Redaktion. — Einrückungsgebühr: Die 2spaltige Petitzeile oder deren Raum 15 Ct.

Aus der ästhetischen Pädagogik.

II.

„Musikam habe ich allezeit lieb gehabt. Wer diese Kunst kann, der ist guter Art, zu Allem geschickt. Man muß Musikam von Noth wegen in Schulen behalten. Ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an." (Luther.)

Gewiß, wir bedürfen der Musik als eines Gegengewichts gegen die überwiegende Verstandesthätigkeit, als eines Mittels, die Harmonie unseres Innern zu erhalten und wieder herzustellen und den letzten schwachen, aber unveräußerlichen Rest der Naivität, die Natürlichkeit und Aufrichtigkeit der Empfindung, zu hegen und zu pflegen.

Bei keinem Zweige des Aesthetischen finden wir nun in der Praxis von unserm Gesichtspunkte aus so — wenigstens scheinbar — günstige Verhältnisse vor, wie bei der Musik. Es ist, als wie sich eine Art von Gewissensangst des Gemüthes bemächtigt hätte, das Bischen natürlicher Unmittelbarkeit, das im Gefühle noch sich in die modernen Zustände herübergerettet hat, um jeden Preis zu schützen und zu unterstützen. Ueberall wird die Musik gepflegt; im öffentlichen Unterricht und in der häuslichen Erziehung hat man geglaubt, der Kunst der Töne eine wesentliche Stelle einräumen zu müssen, und durch häufige Vorführung ausgewählt guter Tonstücke ist sogar mehr und erfolgreicher für Liebe und selbst Verständniß des Bedeutenden und Wesentlichen in der Musik gewirkt, als für irgend eine der andern Künste.

Um deßwillen kann man es auch übersehen, daß wenigstens an dem, was das Haus zur Pflege der Musik thut, die an sich nie zu billigende Sucht, mit den kunstgeübten Kindern oder mit der eigenen Kunstfertigkeit Parade zu machen, den hauptsächlichsten Antheil hat. Denn allein schon der Umstand, daß man darauf rechnen kann, mit musikalischen Leistungen verhältnißmäßig leicht und oft Dank und Beifall zu erndten, setzt eine Willfährigkeit und Bedürftigkeit des Publikums voraus, sich musikalisch anregen zu lassen, die weit davon entfernt ist, auch für die andern Künste vorhanden zu sein.

Es dürfte aber leicht sein, mit einem einzigen kurzen Wort diesen günstigen Anschein in seiner Trüglichkeit bloßzustellen. Zu den eigenthümlichen Schwierigkeiten der Musik gehört auch die, daß zur Darstellung des musikalischen Kunstwerks für den Genießenden zwei besondere Künstler erfordert werden: einer, der das Kunstwerk erfindet, und einer, der es für die Anschauung lebendig macht, der Komponist und der Virtuose. Unser Musiktreiben in Erziehung und Unterricht richtet sich nun lediglich auf die zweite, die vermittelnde Seite der musikalischen Kunst, die erste innere, originale, schöpferische dagegen wird kaum berührt. Das Wesentlichste in der Tonkunst liegt aber dort, wo wir dem schöpferischen Geiste am nächsten sind, wo wir über alle Vermittlungen hinweg uns den Weg zum Urbilde des Kunstwerkes in und nach dem Gedanken des Künstlers gebahnt haben.

Allerdings muß festgehalten werden, daß man zuerst lernen muß, die Schale kunstgerecht zu beißen, um sich dann des Kernes erfreuen zu können. Daher ist es auch vollkommen richtig, daß wir die musikalische Bildung von der Seite der Reproduktion her beginnen, und ebenso, daß wir in dieser wiederum die einfachste und natürlichste Tongestaltung den schwierigern vorausgehen lassen, daß der Gesang zuerst geübt wird und früher als die Instrumentalmusik. —

Die Hauptschuld der Mangelhaftigkeit unserer musikalischen Bildung trägt dasjenige Instrument, welches der heutige Musikenthusiasmus in unglücklicher Vorliebe bevorzugt, das Klavier, dem so viel Zeit, Mühe und Geld geopfert wird. Was beim Gesang und bei den andern Instrumenten trotz der gedankenlosesten Leitung und der mangelhaftesten Uebung doch erreicht wird, das Gefühl für den Werth und das Wesen des musikalischen Ausdrucksmittels, des Tones, das bleibt dem Klavierspieler gewöhnlichen Schlages verschlossen. Alle Instrumente bis auf das Klavier sind, die einen mehr, die andern weniger, einer wunderbaren Modifikation ihres Lautes fähig und im Stande, eine der zum Ausdruck zu bringenden Stimmung entsprechende Tonfärbung zu ermöglichen. Nur im Klavier liegen die sämmtlichen Töne, durch das Medium eines mechanischen Apparates erregbar, fix und fertig und bildungsunfähig alle unterschiedslos neben einander: ein Ball, der auf die Tasten fällt, bringt genau denselben Ton hervor, wie der ausgezeichnetste Spieler, und nur die Stärke des Tones ist nach Bedürfniß veränderlich. Als bloßer Laut tritt der Ton plötzlich, unvorbereitet, mit hartem Einsatz auf und nimmt sofort an Stärke ab, verklingt.

Für die Melodie ist also mit dem seelenlosen Instrumente nichts zu machen; Wirkung mit ihm zu erzielen gibt es nur zwei Mittel: die Töne schnell auf einander folgen zu lassen, damit man ihr eiliges Verschwinden nicht merkt, — und mit vollen Harmonien zu wirken, wozu die zur beliebigen Auswahl fertig neben einander liegenden Töne die Möglichkeit bieten.

Seine allgemeine Vogue verdankt das Klavier zweierlei Umständen. Zuerst einer gewissen Bequemlichkeit. Jedes andere Instrument muß man halten und mit den meisten stehen; das Klavier steht von selber fest und kann man sich dazu setzen. Viele Instrumente muß man erst stimmen, zusammenstellen ꝛc.; hier macht man die Klappe auf und Alles ist bereit, selbst das Notenpult. Die übrigen Instrumente muß man mit sich herumschleppen; dieß kann man nicht

mitnehmen, dafür findet man es überall vor. Zu einem andern Instrumente braucht man eine Ergänzung, Unterlage oder Begleitung; hier ist man immer komplet. Der zweite Grund der Bevorzugung liegt gerade in der verstandesmäßig trockenen Richtung der modernen Welt, der die musikalische Bildung ja das Gegengewicht halten soll — und das ist offenbar das Bedenklichste. Während die Musik eine Lücke in dem Innern des Menschen ausfüllen soll, wird sie vorwiegend in einer Form kultivirt, in der ihr das Gemüthvolle, gerade das, worauf ihre erziehliche Wirkung beruht, so viel als möglich ausgetrieben ist.

Damit soll nicht gerade gesagt sein, daß dem Klavier der Garaus gemacht werden sollte; aber das muß betont werden, daß es kein Vortheil, sondern ein Nachtheil ist, daß das Klavier das Steckenpferd des musikalischen Dilettantismus und gewissermaßen ein unvermeidliches Hausthier geworden ist. Der Spieler hat von dem Gehämmer oft so gut wie nichts für seinen innern Menschen; deßhalb neben Klavier doch wenigstens noch Gesang oder ein anderes Instrument.

Wenden wir uns mit wenig Worten zur Bedeutung und Wirkung der Musik. Die pädagogischen Mittel verhalten sich zum Geiste, wie die Speisen zum Körper. Unter den Speisen gibt es Nahrungsmittel und Genuß- oder Reizmittel; jene werden zum Aufbau des materiellen Leibes und zum Wechsel in seinen Bestandtheilen verbraucht, diese werden auf dem Altare des Lebens einfach zur Schürung der Lebensflamme verbrannt. Die Musik gleicht diesen; sie ist das vornehmlichste Reiz- und Genußmittel des Geistes. Sie erhält die heilige Flamme der Empfindung rein und lohend, auch wenn die angehäuften Denkstoffe ihr fast die Lebensluft abzuschneiden drohen. Damit wird die Musik keineswegs zurückgesetzt, sondern nur an ihren richtigen Platz gestellt. Es wäre Ueberschätzung, wenn man die Musik zur Trägerin des gesammten geistigen Lebens machen wollte; auf ihr allein erwächst in der Regel eine ungemein einseitige, schwankende geistige Existenz hervor, wie die feststehende Thatsache, daß Musiker von Fach zumeist an einer erstaunlichen Unbeholfenheit in allen praktischen Dingen laboriren, allein schon zur Genüge darthut. In dem Grade, wie die musikalische Bildung vereinzelt dasteht und prävalirt, gewinnt das um so leichter erregbare Gemüth ein Uebergewicht, das oft, allzu oft, die Entscheidung bestimmt. Daher die Wankelmüthigkeit, Launenhaftigkeit und gelegentlich Unzuverlässigkeit und Unberechenbarkeit vorzugsweise musikalisch gebildeter Menschen. Die Phantasie wird nicht mit konkretem Stoff angefüllt, sondern gewissermaßen mit Generalvollmachten versehen, ganze Abgründe des Gemüthes, die durch die Musik eröffnet sind, mit willkürlichem Inhalt aus ihrem Eigenen zu erfüllen, was sie dann auch nach Kräften ausrichtet.

Der natürliche Erfolg ist der, daß die Empfindungen stets um das eigene Dasein und seine mannigfaltigen Beziehungen kreisen, nicht aus sich herauszugehen vermögen und dabei selbstisch und kleinlich werden. Einseitige musikalische Bildung brütet eine Subjektivität des Denkens, Wollens und Empfindens aus, die bis zur Krankhaftigkeit gesteigert werden kann, und sich in Empfindlichkeit, mißtrauischem Wesen, Mißgunst und prinzipiellem Widerspruch äußert.

Die durch die Musik hervorgebrachte Sittlichkeit bleibt durchaus innerhalb der subjektiven Schranken. Sie hat etwas Passives, keine willensstarke, zur That drängende Energie. Sie liebt es, sich in sich selbst zurückzuziehen und mit einer gewissen selbstgefälligen Bespiegelung die eigenen Schwächen zu hätscheln, die eigenen Erfahrungen, Großes und Kleines, Widriges und Würdiges mit einer staunenden Bewunderung und als das Wichtigste von der Welt anzusehen. Die Fähigkeit zur Selbstüberwindung und der Muth zur That schwindet je mehr und mehr.

So führt die musikalische Bildung außer Verhältniß mit der durch andere Mittel ernsthafte Gefahren im Gefolge für diejenige männlich ernste sittliche Kraft, die wir von dem vollendeten Menschen erwarten dürfen.

Besonders vorsichtig und maßvoll ist sie demnach bei solchen Persönlichkeiten anzuwenden, die von Natur schon ein starkes Vorwalten der Phantasie und sehr lebhaftes und erregbares Gefühlsleben zur Schwäche nach der angedeuteten Richtung hin neigen, also bei Kindern und zumal bei weibweiblichen Wesen und Naturen.

Als Genußmittel der Bildung aber, als Ergänzung der übrigen kompakteren Mittel, als ein Ingrediens einer sorgfältigen, vielseitigen, ja allseitigen allgemeinen Bildung ist die Musik unentbehrlich, sie ist als das Salz der Bildung von den heilsamsten Folgen. Zu diesen führt offenbar am besten die Vokalmusik, welche gegen ihre etwa schädliche Wirkung in dem untergelegten Texte das natürlichste Korrektiv mit sich führt.

Die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete des deutschen Sprachunterrichts.

2. Der Schreibgebrauch ist so viel als möglich zu schonen.

(Schluß.)

Die Gewohnheit ist ein Tyrann, aber ein lenksamer, wenn man sich in seine Launen zu schicken weiß. Wie keine Mode auf einmal verschwindet, wie keine Sitte, sie sei auch noch so tadelnswerth, sich ohne weiteres durch ein Gesetz verdrängen läßt, so haben sich auch alle gewaltsamen Reformversuche auf orthographischem Gebiete bis jetzt als ganz nutzlos erwiesen. Der Grund davon ist in der Natur des schriftlichen Gedankenausdrucks zu suchen. Sobald wir nur die Feder ansetzen, um eine Notiz, eine Mittheilung zu Papier zu bringen, sind es in erster Linie die Gedanken, welche uns beschäftigen; die Zeichen, durch welche wir sie ausdrücken, müssen uns so geläufig sein, daß sie gleichsam nur eine mechanische Fertigkeit der Hand sind. Das Angelernte, das zur Gewohnheit gewordene ist uns darum das Bequemste, umlernen, anders gewöhnen können und mögen wir uns während des Schreibens nicht. Soll es dennoch geschehen, so erfordert dieß besondere Uebung, und so lange das Neue nicht zur Fertigkeit geworden, sind wir im Niederschreiben unserer Gedanken gestört. Aus diesem Grunde werden orthographische Reformen jederzeit auf bedeutenden Widerstand stoßen, wenn sie auch noch so berechtigt sind. Darum machte Grimm einen großen Fehler, als er mit einem Mal die großen Anfangsbuchstaben abschaffen wollte. Man sah ein, daß er recht hatte, aber man konnte sich nicht entschließen, die Hand zu der neuen Schreibweise zu zwingen. Das Gewohnte, wenn auch an und für sich umständlicher als das Neue, war und blieb doch das Leichtere, darum macht auch die Umwandlung der Schreibung der S-Laute so große Schwierigkeit.

Was im Großen nicht gelingen will, das gelingt im Kleinen desto besser. Das einzelne Wort läßt sich reformiren, wir sind bereit dazu, einen Buchstaben wegzulassen, einen andern zu vertauschen, wenn wir von Wort zu Wort fortschreiten dürfen. Ja, eine solche Reform vollzieht sich ohne besondere Veranstaltungen, fast ganz von selbst. So sind seit Jahrzehnten die Dehnungszeichen im Abnehmen begriffen. Unsere Väter und Großväter schrieben wohlgebohren, Schaaf, wir sind schon längst mit wohlgeboren und Schaf zufrieden; jetzt ist Glut, Flut, Blüte, Los, Schoß, Schar, Ware an der Reihe und eine nächste Generation wird wieder eine andere Gruppe von Wörtern vereinfachen. Ganz allmälich bröckelt

das Ueberflüssige ab, langsam, von Wort zu Wort schreitet die phonetische Entwicklung der Sprache vorwärts. Die orthographische Reform kann diesen Vorgang nur anerkennen und hier und da etwa beschleunigen. Sie wird sich vorläufig mit Inkonsequenzen, mit Flickwerk begnügen müssen, aber sie wird auf diese Weise doch etwas erreichen. Man wird mir freilich einwenden, daß die Reform ziemlich selbstständig auftreten könne, da sie sich der Schule bemächtigt habe und durch diese auf die künftige Generation wirken könne. Dieß würde nur unter zwei Bedingungen zuzugeben sein, erstens, daß alle Schulen zu einer Orthographie verpflichtet würden, und zweitens, daß die heranwachsende Generation mit der jetzigen nicht schriftlich zu verkehren hätte, weil sie sonst von dieser als der älteren und herrschenden an ihrer Schreibweise irre gemacht werden würde. Ein Lehrling im Comptoir eines Kaufmannes würde wahrscheinlich seine Orthographie nach der im Geschäftsverkehr gebräuchlichen umändern müssen oder in seiner Sonderstellung nur geduldet werden, oder er würde diktatorisch auf die älteren Mitarbeiter einwirken, was nicht gut denkbar ist. Die Orthographie aber auf dem Wege der Gesetzgebung ändern zu wollen, dieß widerspricht dem freien, wissenschaftlichen Geiste unseres Volkes durchaus. Wir sind nicht Franzosen, die sich ihre Orthographie-Mumie von einer Akademie präpariren lassen und daneben nach Belieben unorthographisch schreiben. Man lese nur die Briefe solcher Franzosen, die nicht gerade eine wissenschaftliche Bildung genossen haben, und man wird über die Willkür erstaunen, mit der sie ihre historische, von der Akademie gereinigte und geregelte Orthographie handhaben! Dieß führt uns auf den dritten Grundsatz unserer Schul-Orthographen:

3) Die Reformbestrebungen sollen sich im Allgemeinen auf eine Vereinfachung der Schreibweise und im Besonderen auf die Feststellung solcher Wörter beziehen, bei denen der Schreibgebrauch schwankt.

Es ist ein großer Vorzug unserer Schriftsprache, daß der Grundzug ihrer Entwickelung ein phonetischer ist. Wie lebendig und kräftig erscheint sie uns in dieser innigen Wechselbeziehung zwischen Laut und Zeichen, und wie bedeutungsvoll wird dadurch für jeden, auch den Ungelehrten, die Orthographie! Auf diesem vorzugsweise phonetischen Charakter unserer Schrift ruht ja selbst zum nicht geringen Theile die baroke Gestalt, welche die neuhochdeutsche Schrift im Laufe der Jahrhunderte angenommen hat, denn indem unsere alten Grammatiker unsere Schrift mit Zeichen überluden, wollten sie im Grunde nichts anderes als die Schrift mit der Aussprache in möglichst genaue Uebereinstimmung setzen. Um dieser Harmonie zwischen Laut und Buchstaben willen suchen wir heute, im geraden Gegensatze zu unseren Vorfahren, die Schrift zu vereinfachen. Das liegt im Geiste unseres heutigen Sprachbewußtseins tief begründet. Unser durch die Geschichte der Sprache gereinigter Geschmack, unsere Vorliebe für Stenographie, unser Streben nach Konsequenz, Gesetzmäßigkeit und Gleichmäßigkeit, alles dieß verlangt gebieterisch eine Vereinfachung der Schriftzeichen.

Wenn wir vorsichtig zu Werke gehen, werden wir in nicht zu langer Zeit bedeutend unter den überlieferten Schnörkeln aufräumen können. Es handelt sich hier um Beschränkung der großen Anfangsbuchstaben, um Verminderung (resp. Beseitigung) der Dehnungszeichen und um Vereinfachung der S-Laute. In Bezug auf die beiden ersten Punkte sind alle Reformvereine entschlossen vorzugehen, in Bezug auf den dritten Punkt ist die Meinungsverschiedenheit noch ziemlich groß. Nach allen orthographischen Lehrbüchern, über welche man sich neuerdings geeinigt hat, sollen die großen Anfangsbuchstaben nur noch am Anfange der Sätze und Verszeilen, im Anlaut der wirklichen Substantive, ferner in Eigennamen (und von Personen- und Städtnamen abgeleiteten Adjektiven) Platz finden. In Pronominen und Numeralien werden sie durchweg, in adverbialen Zusammensetzungen bald mit geringerer, bald mit größerer Entschiedenheit ausgerottet. Bei der Verminderung der Dehnungszeichen geht man vorsichtig von Wort zu Wort vorwärts. Heirat, Armut, Los, Schoß, Turm, Wirt, Mut, Wut, Lorber, Feme, Star und einige andere auf gleicher Linie stehende Wörter dürften als die äußersten Vorposten anzusehen sein. Dem th ist die Axt an die Wurzel gelegt, noch einige Schläge und es wird ganz fallen. Die Frage, was mit den wurzelhaften h und ie geschehen soll, ist noch absichtlich im Dunkeln gelassen worden, die Endung ieren in romanischen Wörtern hat Aussicht gegen iren das Feld zu behaupten. Die größte Meinungsverschiedenheit herrscht in Bezug auf die Schreibung der S-Laute. Hier kämpfen gegenwärtig die Gottsched-Adelung'sche und die Heyse'sche Schreibung mit einander. Die Oesterreicher und die Süddeutschen sind für Heyse, die Leipziger, die Berliner und viele andere mittel- und norddeutsche Kollegien behalten die alte Schreibung zunächst noch bei. Es ist wahr, weder die Gottsched-Adelung'sche, noch die Heyse'sche S-Theorie entspricht vollkommen unseren gegenwärtigen Lautverhältnissen, allein es ist ohne Zweifel, daß die Heyse'sche Schreibung zunächst die einfachere ist. Aus diesem Grunde dürfte sie wohl endlich durchdringen, vielleicht bahnt sie den Weg zu einer gänzlichen Verdrängung des ß an. Einige Verlegenheiten bereiten noch die Buchstaben ph und v, die von phonetischem Standpunkte betrachtet überflüssig erscheinen und daher streng genommen ganz zu entfernen wären. Das ph kommt in deutschen Wörtern nur noch in Epheu vor. Die Berliner wagen noch nicht Efeu zu schreiben, obgleich sie es, ohne Anstoß zu erregen, hätten thun können. Dagegen ist das ph im Auslaut der Eigennamen (Rudolf 2c.) so gut wie erloschen. Das ph in Fremdwörtern aufzuheben, wird noch für bedenklich gefunden, doch schreiben die Württemberger entschieden Sofa, die Berliner neben Sopha auch Sofa. Das v ist noch fast ganz unantastbar geblieben.

4) In Bezug auf solche Wörter, die zwischen verschiedenen ähnlich oder gleich klingenden Lauten schwanken, hat immer stillschweigend der Grundsatz gegolten, daß sie nach ihrer Abstammung festzustellen seien. Und in der That tritt bei ihnen die historische Schule in ihr volles Recht ein. Aber die Scheu, ja nicht in die Fehler der Historiker zu verfallen, hat bewirkt, daß man gerade in diesem Punkte sehr zaghaft geworden ist. So wagen die Berliner nicht einmal läugnen, herschen, tot, eichen (statt aichen) zu schreiben.

Eine große, orthographisch schwer zu bewältigende Masse bilden die Fremdwörter. Alle Kollegien, die eine Reform versucht haben, unterscheiden eingebürgerte und nicht eingebürgerte Fremdwörter. Erstere wollen sie dem deutschen Lautsysteme einordnen, letztere sollen vorläufig in ihrem fremdländischen Gewande bleiben. Aber wo ist die Grenze zwischen eingebürgerten und nicht eingebürgerten Fremdwörtern? Welche Wörter sind, nur um ein Beispiel anzuführen, mit C, c, welche mit K, z zu schreiben? Vielleicht kann die Endung entscheiden. Aber auch dieses Merkmal ist trügerisch, denn manche Fremdwörter, wie Kultur, Kursus, sind eingebürgert und haben doch die fremde Endung behalten. K und z durchweg anzunehmen, ist nicht unbedenklich. Schon solche Formen wie Konzession, Sukzession haben etwas Gekünsteltes. Wir unterscheiden wirklich eingebürgerte und nicht eingebürgerte Fremdwörter und lassen die letzteren gern als fremde gelten. Nur die halbeingebürgerten machen uns Mühe. Ich glaube, das beste ist, man steckt auch hier die Grenze soweit als möglich rückwärts und schreibt nur diejenigen ganz mit deutschen Zeichen, die auch der gemeine Mann mit derselben Geläufigkeit wie deutsche Wörter gebraucht, z. B. Möbel, Militär, Kasse, Kur, Takt u. dgl.

Das eben Gesagte will den augenblicklichen Stand unserer orthographischen Reformbestrebungen nur andeuten, nicht etwa erschöpfend darlegen. Die Wahrnehmung aber dürfte aus der Betrachtung dessen, was bis jetzt geleistet worden ist, unzweifelhaft hervorgehen: die Reinigung und Vereinfachung unserer Orthographie ist ein natürlicher Prozeß, der von Wort zu Wort, nicht von Regel zu Regel fortschreitet. Wir können diesen Vorgang nur unterstützen, erleichtern, beschleunigen, aber wir werden nur dann etwas erreichen können, wenn wir mit großer Vorsicht zu Werke gehen.

Schulnachrichten.

Bern. Regierungsraths-Verhandlungen. Es wurden in Ehren entlassen: HH. Primarschul-Inspektoren Häuselmann in Biel und Fromaigeat in Delsberg; ferner die Kantonsschullehrer in Pruntrut, Hr. Liausun und Hr. Ribeaud, letzterer unter Zusprechung eines Leibgedinges.

— Soeben ist der Verwaltungsbericht der Erziehungsdirektion des Kantons Bern für das Jahr 1872 erschienen. Da derselbe kaum allgemein verbreitet wird, so werden wir die Hauptmomente desselben auch in unser Blatt aufnehmen.

— (Korr.) Wenn Lehrer zusammen kommen, so haben sie sich allerlei aus Leben und Beruf gegenseitig mitzutheilen. Solche Stunden kollegialischen Umgangs wirken immer erfrischend, belebend und ermuthigend. Allein vielen Lehrern ist es nicht vergönnt, häufig mit Kollegen persönlich zusammen zu kommen. Gibt es ja in unserm Lande eine große Zahl von Gemeinden und Ortschaften, welche nicht mehr als einen Lehrer haben. Aber wenn es uns auch nicht gegeben ist, öfters mündlich mit einander zu verkehren, so können wir es doch schriftlich thun. Die Zeiten sind vorüber, wo die Schulmeister nicht schreiben konnten, wie jene Schulmeisterin sagte: „Mein Mann wäre ein gar grüseli geschickter, wenn er nur besser schreiben könnte!"

Zu schriftlicher Mittheilung haben wir ein Organ, ein Mittel, welches Allen bereitwillig dienen will. Es ist dieß das bestehende „Berner Schulblatt". Da kann ein Jeder seine Ansichten, Wünsche und Gedanken niederlegen und andern vortragen. Nicht nur wir können es, sondern wir sollen es thun. Es ist unsere Schuldigkeit, das Blatt unseres Standes, das Schulblatt, mit passendem Lesestoff zu versehen. Oder wenn nicht die Lehrer, welche doch in der Schule leben und weben und sind, wer soll es sonst thun? Wenn ich Meister wäre im Lande (doch begehre ich es nicht zu sein), so machte ich es jedem Lehrer zu seiner Pflicht, alljährlich eine Einsendung in's Schulblatt zu machen. Dann würde unser übrigens gut redigirtes Blatt noch viel allseitiger und reichhaltiger werden. Denn Viele wissen, können und denken mehr, als Wenige. Keiner weiß Alles; aber Viele wissen Vieles.

In unserer Konferenz ist auch jedes Mitglied gehalten, in alphabetischer Reihenfolge im Jahr wenigstens eine Arbeit zu bringen. Wir befinden uns bei dieser Einrichtung wohl. Keiner ist überladen; keiner geht leer aus. In dieser Weise könnte und sollte es auch mit dem Schulblatt sein.

Mancher wird zwar zur Entschuldigung anbringen, er habe weder Zeit noch Gelegenheit, weder Muße noch die Fähigkeit zu literarischen Arbeiten, 2c. Aber diese Entschuldigungen können nicht angenommen werden. Zeit findet sich immer für den Fleißigen, und zu diesen wollen wir ja auch gehören. An der erforderlichen Fähigkeit kann es uns auch nicht mangeln, sonst würden wir nicht Lehrer heißen. Gewiß ist Jeder von uns, der sich der körperlichen und geistigen Gesundheit freuen kann, im Stande, nicht in Eisenbahn- oder Industrie-, aber in Schulsachen eine schriftliche Arbeit zu liefern.

Darum frisch daran, Jeder etwas, dann gibt's Vieles. Wir wollen zeigen, daß weder die Kälte des Winters noch die Hitze der Hundstage uns den Verstand geraubt, und daß wir nicht nur körperlich, sondern auch geistig noch leben.

D. B.

Nachschrift der Redaktion. Gewiß hat unser Korrespondent sehr recht, und es ist nur zu wünschen, daß seine Anregung, die wir übrigens selbst wiederholt, aber ohne Erfolg, gemacht haben, auch Beachtung finde. Wenn auch gegenwärtig in unserm Kanton keine großen Fragen in Sachen der Schule abgehandelt werden, so bieten doch das Schul- und Konferenzleben an sich gewiß noch Momente genug, welche Gegenstand einer kurzen Notiz werden könnten, durch welche das Blatt an Mannigfaltigkeit und Reiz nur gewinnen dürfte. Allein, wie gesagt, der Erfolg früherer Einladungen und Bitten ist derart, daß wir uns auch von diesem Aufruf wenig Früchte versprechen und das Blatt auch fernerhin an einer gewissen Einförmigkeit und Armuth leiden wird. Nur müssen wir bitten, diese nicht einzig auf unsere Rechnung schreiben zu wollen.

Zürich. Zur Bundesrevision. Das Lehrerkapitel Pfäffikon hat einstimmig beschlossen, es sei der Schulsynode zu beantragen: 1) Die Schulsynode steht für obligatorische unentgeldliche, konfessionslose Volksschulen ein. Ein Minimum der Leistungen der Volksschulen soll festgesetzt werden. Dieses Postulat ist der Bundesversammlung einzureichen. 2) Die Schulsynode schließt sich dem schweiz. Volksbunde an.

Kreissynode Interlaken.

Ordentliche Versammlung

Samstag den 16. August, Morgens 9 Uhr, im Hotel Elmer zu Interlaken.

Traktanden:

1) Geschichtsvortrag.
2) Referat über die Frage: Ist die Einführung der französischen Sprache in die Primarschule möglich und wünschenswerth, und welche Erfahrungen sind hierin gemacht worden?
3) Wahl des Vorstandes und der Mitglieder in die Schulsynode.
4) Rechnungsablage.

Der Vorstand.

Sitzung der Kreissynode Laupen.

Samstag den 23. August, Morgens 9 Uhr, in Neuenegg.

Traktanden:

1) Wahl des Vorstandes und der Mitglieder in die Kantonsynode nach § 5 des Reglements.
2) Rechnungsablage vom Kassier und Passation derselben.
3) Bericht über die Wiener Ausstellung.
4) Experimente aus dem Gebiete der Elektrizität.

Zürcherheft mitbringen.

Der Vorstand.

Versammlung der Kreissynode Fraubrunnen.

Samstag den 23. August, Nachmittags 1 Uhr, im Gasthof des Hrn. Marti in Fraubrunnen.

Traktanden:

1) Wahl der Synodalen.
2) Wahl des Vorstandes.
3) Rechnungsablage 2c.
4) Unvorhergesehenes.

Verantwortliche Redaktion: **R. Scheuner**, Sekundarlehrer in Thun. — Druck und Expedition: **J. Allemann**, Speichergasse Nr. 6 k II in Bern.